

Anja Weiß
Soziologie
Globaler
Ungleichheiten

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 2220

Die Soziologie glaubt immer noch an eine Welt starker nationaler Wohlfahrtsstaaten, die für ihre Bürger sorgen. Viele Menschen leben jedoch in Gebieten schwacher Staatlichkeit oder in Staaten, die sie bedrohen. Andere wandern zwischen Staaten oder arbeiten für transnationale Unternehmen. Anja Weiß plädiert in ihrem Buch für einen soziologischen Blick auf Globale Ungleichheiten, der diese Kontexte jenseits des Staates endlich ernst nimmt. Dazu unterscheidet sie Räume, die territorial gebunden sind, von sozial differenzierten Feldern und politisch umkämpften Zugehörigkeiten. Lebenschancen, so eine ihrer Thesen, entstehen zwischen Personen und Kontexten – entsprechend heftig wird um den Zugang zu Letzteren gekämpft.

Anja Weiß ist Professorin für Makrosoziologie und Transnationale Prozesse an der Universität Duisburg-Essen.

Anja Weiß
Soziologie Globaler
Ungleichheiten

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2017

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2220

© Suhrkamp Verlag Berlin 2017

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29820-6

Inhalt

1. Einleitung	9
---------------------	---

Das Problem

2. Soziale Ungleichheit	23
2.1 Erklärungen für soziale Ungleichheiten	26
2.2 Beschreibung mehrdimensionaler Ungerechtigkeiten	35
2.3 (Wie) Bilden sich strukturierte Soziale Lagen?	40
2.4 Sozialstrukturanalyse und Gesellschaftstheorie	47
3. Ungleichheit und Globalisierung	50
3.1 Ungleichheitsforschung im Ländervergleich	52
3.2 Mehrebenenanalyse	68
Exkurs: Hält die Mehrebenenanalyse methodisch, was sie theoretisch verspricht?	71
3.3 Befunde der Globalisierungsforschung	75
3.3.1 Migration	84
3.3.2 Transnationale Eliten?	91
3.3.3 Staatsbürger im Nationalen Wohlfahrtsstaat	96
3.3.4 Im Globalen Süden	98
3.4 Gerechtigkeit in Zeiten der Globalisierung	103
3.5 Perspektiven für die Ungleichheitssoziologie	115

Die These

4. Ungleichheit ist relativ	121
4.1 Sozial-räumliche Autonomie	125
4.2 Struktur Sozialer Lagen in der Welt	133
4.3 Sozialstrukturanalyse der Welt?	140

Die drei Kontextrelationen

5. Territorial gebundene Kontexte	145
5.1 Inhaltliche Überdehnung territorialer Kontexte	148
5.2 Kleinräumige Regionalisierungen?	151
Methodologischer Exkurs	152
5.3 Transnationale soziale Räume	157
5.4 (Virtuelle) Soziale Aktionsräume	161
5.5 Territorial gebundene oder sozial differenzierte Kontexte?	164
6. Sozial differenzierte Kontexte	167
6.1 Die Leistungen der Funktionssysteme und das Primat funktionaler Differenzierung	170
6.2 Organisation: Karriere, Überflüssigkeit und Semantik	176
6.3 Netzwerke	184
6.4 Regionsbildung	188
6.5 Interaktionssysteme und Action Settings	192
6.6 Die territoriale Segmentierung des Funktionssystems Politik	198
6.7 Der Exklusionsbereich	203
6.8 Soziale Ungleichheit in sozial differenzierten Kontexten	210
7. Politische Kämpfe um Anschlusschancen	215
7.1 Spielarten von Nicht-Anerkennung	221
7.1.1 Diskriminierung	221
7.1.2 Soziale Schließung	225
7.1.3 (Symbolische) Herrschaft	229
7.1.4 Die Verweigerung von Anschlusschancen	234
7.2 Staat und Staatsbürgerschaft	235
7.3 Im Weltmaßstab: Ungleichheitsrelationen zwischen Zentrum und Semiperipherien	244
7.3.1 Der Staat bei Wallerstein	245
7.3.2 Interregionale Verflechtungen und die Ausbeutung der Subsistenzarbeit	249
7.3.3 Transnationale Perspektiven in der neueren Weltssystemtheorie	257
7.4 Sozial differenzierte Felder	260

7.4.1 Felder und Systeme	262
7.4.2 Feldtheorie in Zeiten der Globalisierung	265
7.4.3 Gesellschaftstheoretisches Zwischenfazit	266
7.5 Homologe Erfahrungen oder: Wie wird »Kultur« ungleichheitsrelevant?	269
7.5.1 Wissenssoziologische Milieuforschung	272
7.5.2 Mehrdimensionalität von Lagerungen und grenz überschreitende Homologien	275
7.5.3 Milieus und Organisationen	281
7.6 Der Nationalstaat als Institutionalisierung von Kämpfen über Anschlusschancen	285
8. Die drei Kontextrelationen in der empirischen Forschung	292
8.1 Sozial differenzierte und politisch umkämpfte Kontextrelationen	294
8.2 Die Unmöglichkeit, gut ausgestattete Territorien zu erreichen	297
8.3 Sozial-räumliche Autonomie in der empirischen Forschung	301
8.3.1 Wie verbinden sich Ungleichheiten in der Ressourcenausstattung und sozial-räumliche Autonomie in spezifischen Sozialen Lagen?	303
8.3.2 Taxonomien sozial-räumlicher Autonomie	310
9. Ungleichheit in und zwischen den Welten	317
Danksagung	322
Literatur	324
Abbildungs- und Tabellenverzeichnis	363
Namenregister	364
Sachregister	366

I. Einleitung

Denn die einen sind im Dunkeln
Und die andern sind im Licht.
Und man siehet die im Lichte.
Die im Dunkeln sieht man nicht.

Bertolt Brecht

Barack Obama schrieb früh in seinem Leben eine Autobiographie. Er schildert, wie er sich als junger Mensch in einer Welt orientiert, in der jemand wie er nicht vorgesehen ist: Er ist ein Schwarzer aus einer Familie weißer amerikanischer Kleinbürger. Als Kind lebt er in Indonesien, aber nicht in einer amerikanischen Enklave, sondern in einer Wohngegend für die einheimischen Mittelschichten, zu denen seine Familie zählt. Dort wird er mit extremer Armut konfrontiert. Offensichtlich hat er diese Erlebnisse mit seinem indonesischen Stiefvater besprochen, und offensichtlich war seine Mutter eine großzügige Frau. Denn als er dem Beispiel seiner Mutter folgt und den Bettlern Almosen gibt, erinnert ihn sein Vater an das Missverhältnis zwischen der Zahl der Bettler und seinem Taschengeld: »Du solltest dein Geld lieber sparen und zusehen, dass du nicht selbst irgendwann auf der Straße hockst.« Außerdem macht er dem jungen Barack deutlich, dass es zwar schön ist, wenn Frauen ein weiches Herz haben. »Aber du wirst mal ein Mann sein, und ein Mann muss mehr Verstand haben.«¹

In dieser Episode bildet sich ab, wie die Reichen der Welt mit globaler Ungleichheit umgehen: Die »Weichherzigen« unter uns geben Almosen – ein Weg, der irrational erscheint und das Problem nicht wirklich lösen kann. Zugleich schotten wir uns ab und tragen dabei Sorge, dass wir selbst niemals arm werden. Diese Strategie ist in einem System von Nationalstaaten institutionalisiert, deren Status mit darüber entscheidet, ob sie über die Mittel verfügen, um die Armen innerhalb ihrer Grenzen vor Verelendung zu schützen oder nicht.

Während andere Episoden der Autobiographie mit Auflösungen enden, die die Position Obamas zumindest erahnen lassen, bleibt

1 Alle Zitate stammen aus der Autobiographie von Barack Obama (2009, S. 55, im Original 1995).

diese Episode eigenartig unabgeschlossen. Die Antwort des indonesischen Vaters funktioniert, und sie findet heute mehr Anhänger denn je, aber sie befriedigt nicht. Etwas später in der Erzählung entschließt sich die Mutter, ihren Sohn um jeden Preis in den USA und nicht in Indonesien zu platzieren. Sie lernt täglich vor der indonesischen Grundschule mehrere Stunden mit ihm und schickt ihn baldmöglichst aufs Internat nach Hawaii. Diese Entscheidung hat sich als weltgeschichtlich bedeutsam erwiesen, aber auch die (Re-)Migration weniger bietet keine Antwort auf das Problem globaler Ungleichheiten. Im Angesicht existenzieller Armut erscheinen Almosen, Abschottung und Migration unzureichend. Und uns fällt nichts Besseres ein.

Dennoch ist die Episode an einem Punkt anregend für die Sozialwissenschaft. Es ist bemerkenswert, dass sie überhaupt existiert. Jemand, der später amerikanischer Präsident wurde, war unmittelbar mit absolutem Elend konfrontiert, und er schrieb darüber. Im Mittelalter hatten wenige Adelige und Bürger ein gutes Leben, während der größere Teil der Bevölkerung direkt neben ihnen am Existenzminimum lebte und zugleich von Adel und Kirche besteuert wurde (Borgolte 1996, S. 254f.). Dass Menschen ungleich geboren sind, war in mittelalterlichen Feudalgesellschaften weithin akzeptiert, anders als heute,² weil alle glaubten, ihr Stand sei ihnen von Gott zugeordnet, und weil die vorhandenen Ressourcen ohnehin zu knapp waren, um Wohlstand für alle in den Bereich des Möglichen zu rücken.

Heute ist es unwahrscheinlich geworden, dass die Mächtigen der Welt absoluter Armut begegnen, denn die geographische Distanz zwischen den Reichsten und den Elenden der Welt ist fast überall groß, und sie ist im System der Nationalstaaten politisch effektiv institutionalisiert. Dennoch werden weltweite Ungleichheiten in Zeiten der Globalisierung instabil. Dank globaler Medien und politischer Vernetzung können die Reichen und die Entscheidungsträger wissen, dass die Ressourcen der Welt genügen würden, um allen Menschen ein menschenwürdiges Leben zu ermöglichen (Pogge 2010, S. 62). Die Idee globaler Menschenrechte setzt sich langsam durch (Beck, Drori und Meyer 2012). Nationale Abschot-

² Trotzdem kam es zu sozialen Aufstiegen (Herlihy 1973) und natürlich auch zu Aufständen.

tung bleibt zwar stark, und aktuell gewinnt sie sogar an Gewicht, aber sie kann Ungleichheit nicht mehr in dem Maß legitimieren wie die Religion im Mittelalter. Ein Indiz dafür ist die Widersprüchlichkeit nördlicher Grenzpolitik. Niemand will, dass Kinder im Mittelmeer ertrinken. Zugleich werden diejenigen, die die Kinder aus dem Wasser ziehen, als kriminelle Schlepper behandelt. Im Norden entsteht langsam ein Gefühl für die Gleichheit aller Menschen, ohne dass Institutionen geschaffen würden, die diese Gleichheit garantieren könnten. Für die Milliarden, die außerhalb der OECD-Welt leben, führt das Wissen um den Reichtum, den es in der Welt gibt, schon seit längerem dazu, dass ihr Leben arm erscheint, selbst wenn es ihnen »vor Ort« relativ gutgehen sollte. Und es gibt keinen Grund, keine Legitimität für die Spaltungen der Welt.³

Die Soziologie ist womöglich noch ratloser als die Politik. Denn mit wenigen Ausnahmen hat sich die soziologische Ungleichheitsforschung genauso abgeschottet wie Obamas indonesischer Vater. Sie untersucht die Bevölkerung der OECD-Länder, für die sich mit immer besseren Theorien und Methoden immer wieder zeigen lässt, dass Ungleichheiten von Einkommen, Beruf und Bildung innerhalb dieser Länder fortbestehen. Diese Engführung auf »Klasse« wird von theoretischen Arbeiten kritisiert, die Ungleichheiten als Ausdruck symbolischer Kämpfe über Kategorien wie Geschlecht, Ethnizität und – unter anderem – Klasse denken (Klinger und Knapp 2008; Winker und Degele 2009; Yuval-Davis 2011; Knapp 2013; Amelina 2016; Anthias 2016). In etlichen dieser theoretischen Arbeiten gerät allerdings aus dem Blick, dass Ungleichheiten nicht nur identitätspolitisch umkämpft sind, sondern auch durch Institutionen wie Arbeitsmarkt und Bildungssystem hervorgebracht werden (Beck 2009).

Wie auch immer man sich in solchen Debatten positioniert: Die Grenzen des Nationalstaats werden von ihnen nur ganz am Rande thematisiert.⁴ Während die Politikwissenschaft schon früh beobachtete, dass in ganz Europa rechtspopulistische Bewegungen entstehen (Kriesi et al. 2008), so dass der alte Konflikt zwischen Ar-

3 Zur philosophischen Debatte über die Legitimierbarkeit nationaler Grenzen siehe Kapitel 3.4.

4 Die Forschung zur Europäisierung sozialer Ungleichheiten behandelt solche Fragen zumindest innerhalb Europas (vgl. Mau und Verwiebe 2009, S. 255 ff.).

beit und Kapital um einen Konflikt zwischen Globalisierungsprofiteuren und Nationalisten ergänzt wurde, ist die Soziologie davon abgekommen, politische Einstellungen vor dem Hintergrund von Klasseninteressen zu deuten. Aber ist das Bedürfnis, sich in einem Nationalstaat abzuschotten, nicht auch Ausdruck einer Art von »Klassen«-Interesse? Solange die Staatsbürgerschaft stärker als Einkommen und Beruf über Lebenschancen entscheidet (Milanovic 2016) und solange sie über eine Art Lotterie der Geburt vergeben wird (Shachar 2009), werden sich Menschen dafür einsetzen, dass »ihr« Staat der »beste« ist. Sind also Ungleichheiten, die nicht durch die Ökonomie, sondern durch das Staatensystem hervorgebracht werden, die nicht auf Leistung, sondern auf dem Zufall der Geburt beruhen, vielleicht doch wichtig für die Sozialstrukturanalyse?

Die Soziologie sozialer Ungleichheit hat die Anliegen der Privilegierten, die in den reichen Staaten des Zentrums leben, zur Perspektive der Soziologie insgesamt verallgemeinert. In Zeiten der Globalisierung⁵ ist aber nicht länger nachzuvollziehen, warum man nach Klassenunterschieden und symbolischen Kämpfen unter den privilegierten Bewohnern reicher Länder suchen sollte und zugleich die zentralen strukturellen Antagonismen dieser Zeit aus der Ungleichheitsforschung ausgegliedert oder als regionale und kulturelle Heterogenität euphemisiert werden.

Dass die Soziologie an dieser Stelle versagt, hat historische Gründe. Das Fach hat sich während der Blütezeit der europäischen Nationalstaaten als Disziplin ausdifferenziert. Es lag von daher nahe, den Begriff der Gesellschaft empirisch mit der Institution des Nationalstaats gleichzusetzen. Da die institutionelle Logik des Nationalstaats eindeutig über die Zugehörigkeit von Personen zur nationalen Bevölkerung entscheiden muss, geht auch die soziologische Ungleichheitsforschung davon aus, dass Menschen im

5 Die Rede von »Zeiten der Globalisierung« ist angesichts der Vagheit des Begriffs (Bonß 2000; 2007) als polemische Zuspitzung zu verstehen, denn es spricht viel dafür, dass wir bereits seit dem 16. Jahrhundert in einem ökonomischen Welt-system leben (Wallerstein 1974). Unabhängig davon, ob man eine neue Qualität von Globalisierungsprozessen behauptet (Held und McGrew 2003) oder ob man meint, dass das Bewusstsein für die politische Relevanz globaler Verflechtungen zugenommen hätte (Beck 2007b), markiert die Zuspitzung, dass wir jetzt, vielleicht aber auch schon etwas länger, in einer Welt leben, die durch globale Verflechtungen geprägt ist.

Regelfall einem Nationalstaat zuzurechnen sind, der ihnen in sich homogene Lebensbedingungen bietet.

Es ist diese Perspektive auf Sozialität, die heute als methodologischer Nationalismus kritisiert wird (Beck 1997; Wimmer und Glick Schiller 2002; Chernilo 2011) und die auch neuere Versuche, Ungleichheiten global zu denken, prägt (Korzeniewicz und Moran 2009; Walby 2009; Therborn 2013; Rehbein und Souza 2014). Diese Perspektive unterstellt, dass alle Nationalstaaten ihre Grenzen weitgehend kontrollieren. Menschen, die in mehreren Staaten leben, Staaten, die in supranationale Einheiten wie die Europäische Union eingebettet sind oder die grenzüberschreitende Bewegungen von Menschen, Gütern und Ideen nicht kontrollieren können, werden vor diesem Hintergrund zur vernachlässigbaren Ausnahme erklärt. Die Kritik am methodologischen Nationalismus behauptet, dass die »Ausnahmen« interessante Gesichtspunkte enthalten, die auch die unterstellte »Normalität« informieren könnten.

Für die soziologische Ungleichheitsforschung ist eine Überwindung des methodologischen Nationalismus mehr als ein – hoffentlich fruchtbares – Gedankenexperiment. Sie geht einerseits davon aus, dass Ungleichheit ein zentrales Strukturprinzip von Gesellschaft ist, will aber andererseits möglichst wertfrei und »empirisch« sein und vermeidet von daher die philosophische Frage, welche Menschen in welcher Weise Anspruch auf Gleichstellung haben. Dieser Grundwiderspruch der Ungleichheitssoziologie wird bisher durch das pragmatische Argument umschifft, dass für die Bürger von Nationalstaaten ein gewisses Maß an Gleichheit nicht nur gewünscht, sondern erforderlich sei (Marshall 1950). Dadurch können normative Fragen ausgeblendet und Gleichheit innerhalb des Nationalstaats zur nicht hintergehbaren Notwendigkeit erklärt werden. Eine solche Selbstbeschränkung ist aber nicht wirklich wertneutral, sondern sie lässt weltweite Ungleichheiten als Nebensache erscheinen (Beck 2002, 2004, 2009). In Zeiten der Globalisierung bricht diese Selbstverständlichkeit auf, und der Soziologie fehlt es an Begriffen und Daten, die der Welt, in der wir leben, angemessen wären.

Dieses Buch tut einen ersten Schritt und entwickelt ein Modell für die Beschreibung und empirische Analyse globaler Ungleichheiten. Das Modell berücksichtigt den Nationalstaat, aber ohne die Fiktion zu übernehmen, die Welt sei empirisch in klar gegliederte

Kästchen unterteilt. Ausgangspunkt sind die im zweiten Kapitel dargestellten neueren Ungleichheitstheorien (Bourdieu 1982; Sen 1985; Hradil 1987), die neben Geld und Bildung weitere Dimensionen sozialer Ungleichheit berücksichtigen.

Das dritte Kapitel stellt empirische Befunde aus der international vergleichenden Ungleichheitsforschung dar und zeigt, wie diese durch die empirische Globalisierungsforschung und die philosophische Diskussion zu transnationaler Gerechtigkeit herausgefordert werden. Die Veränderungen, die Interesse an globalen Ungleichheiten wecken, werden bewusst vage als »Zeiten der Globalisierung« benannt, denn das im vierten Kapitel dargestellte Argument dieses Buches steht auf eigenen Beinen, auch wenn es von empirischen Entwicklungen angeregt ist: Der Wert der Ressourcen, die über die Lebenschancen von Menschen entscheiden, ist nie eindeutig, sondern er entsteht im Wechselspiel zwischen Ressourcen und den Kontexten, in denen sie produziert und eingesetzt werden. Ob eine Eigenschaft (*property*) zu einer ungleichheitsrelevanten Ressource wird, entscheidet sich im Kontext.

Der Nationalstaat bleibt als Spezialfall wichtig, in dem mehrere Kontexte zur Deckung kommen. Grundsätzlich muss die Theorie sozialer Ungleichheit aber Kontexte im Plural denken. Zum Beispiel arbeitet eine weißrussische Pflegekraft im Vergleich zu deutschen Pflegekräften für einen sogenannten Hungerlohn im informellen Sektor Deutschlands. Solange der Euro in Weißrussland mehr wert ist als in Deutschland und sie einen Teil ihres Einkommens dort ausgibt, ermöglicht ihr der »Hungerlohn« aber Lebenschancen, die besser sein können als die der deutschen Kolleginnen, die ihr Einkommen allein in Deutschland ausgeben. Im besten Fall kann die weißrussische Pflegekraft trotz teilweiser Illegalität ein Haus im Herkunftsland bauen und eine gehobene Bildung für ihre Kinder finanzieren. Der Wert von Ressourcen wird also zweideutig, wenn man sie auf mehr als einen Kontext bezieht. Damit sind die, die sich strategisch zwischen mehreren Kontexten bewegen können, im Vorteil.

Wenn man den Wert von Ressourcen auf die Kontexte bezieht, in denen sie erworben und eingesetzt werden, stellt sich als Nächstes die Frage, was ein Kontext ist.⁶ Für manche sesshaften Bevöl-

6 Friedrichs und Nonnenmacher (2014) optieren ähnlich wie dieses Buch für »Kontext« als unspezifischen Oberbegriff für sehr verschiedene soziale Entitäten.

kerungsgruppen mag es angehen, »ihren« nationalen Wohlfahrtsstaat als einzigen und ausschlaggebenden Kontext vorzusetzen. Schon wenn man so denkt, fällt aber ins Auge, dass Staaten in sich beträchtliche regionale Unterschiede aufweisen. Das zeigt sich z. B., wenn man andere »Container« für die empirische Forschung nutzt. Heidenreich hat für Mittel- und Osteuropa NUTS2-Regionen, die in etwa dem deutschen Regierungsbezirk ähneln, und die noch kleinteiligeren NUTS3-Regionen verglichen (vgl. Heidenreich 2003, S. 18, 20). Er konnte zeigen, dass etliche Hauptstadtregionen Mittel- und Osteuropas von der Reintegration in die kapitalistische Weltwirtschaft profitierten, während ihr Umland peripher geblieben ist (Mau und Verwiebe 2009, S. 266 f.). Die beträchtlichen Unterschiede innerhalb von Staaten werden von der Soziologie als weniger wichtig denn nationalstaatliche Grenzen angesehen. Dieses Argument überzeugt aber nur für starke und relativ finanzkräftige Staaten, die regional ungleiche Lebensverhältnisse zumindest ein Stück weit angleichen können.

Blickt man in die Semiperipherie, so wird die Frage, was der eine entscheidende Kontext zur Bewertung von Ressourcen sein soll, akuter. Ist es wirklich sinnvoll, Durchschnittswerte für die Bevölkerung Südafrikas zu errechnen, wenn die Lebensbedingungen von Schwarzen und Weißen so stark auseinanderklaffen, dass das Bild von »erster« und »dritter Welt« sehr viel treffender ist als das eines in sich homogenen Nationalstaats? Immerhin ist Südafrika aber ein starker, klar umgrenzter Staat, der wohlfahrtsstaatliche Transfers organisiert – was man vom Sudan und Afghanistan eher nicht behaupten kann. Wie soll man staatsfreie Räume, wie soll man marginalisierte ländliche Regionen wie den Osten der Türkei zu einem nationalstaatlichen Kontext erklären, wenn sie von »ihrem« starken Nationalstaat nur noch als Kontrollproblem wahrgenommen werden? Für die soziale Lage einer Kurdin in der Osttürkei ist das transnationale Netzwerk, das ihre Familie mit Westeuropa verbindet, ebenso wichtig wie die Ressourcen, die der türkische Staat zur Verfügung stellt. Ähnliches gilt für benachteiligte »ethnische« Gruppen wie die Schwarzen in den USA. Deren Lebenserwartung lag vor der Einführung der Krankenversicherungspflicht deutlich hinter der von Menschen mit sehr viel geringerem Einkommen im indischen Bundesstaat Kerala (Sen 1999a, S. 96 ff.).

Die Welt ist ein Flickenteppich von Kontexten, die national-

staatlich organisiert sein können, aber nicht müssen. Und auch wo starke Nationalstaaten existieren, ist nicht garantiert, dass alle Bewohner die gleichen Chancen haben, ihre Ressourcen einzusetzen. Das Problem ungleicher Zugangschancen betrifft nicht nur den schwarzen Südafrikaner während der Apartheid oder die afghanische Frau unter den Taliban, für die der Bildungstitel des Arztes oder der Ärztin kaum etwas wert war – davon abgesehen, dass sie ihn nur im Ausland erwerben konnten. Auch in Bereichen, die scheinbar meritokratisch geregelt sind, stiftet das Nationalstaatsprinzip rechtliche Ungleichheiten, die häufig unterhalb der Wahrnehmungsschwelle bleiben. In Deutschland konnte die Software der Bundesagentur für Arbeit auch 50 Jahre nach Beginn der Gastarbeiterzuwanderung ausländische Berufsabschlüsse nicht verarbeiten – auch dann nicht, wenn es sich um Abschlüsse von Deutschen handelte, die im Ausland studiert hatten.⁷ Dadurch wurden eine chilenische Ingenieurin, ein kenianischer Pharmakologe oder eine israelische Buchhändlerin von der Bundesagentur als Menschen ohne berufliche Bildung behandelt (Englmann und Müller 2007; Brussig 2010, S. 117 ff.). Das spiegelt sich im IAB-Datensatz wider, der die Daten der Bundesagentur für die sozialwissenschaftliche Forschung aufbereitet und eine der wichtigsten Grundlagen zur Erforschung des deutschen Arbeitsmarktes darstellt. Man kann mit Hilfe solcher Daten trefflich darüber diskutieren, was die Erkenntnis wert ist, dass über 40 Prozent der Ausländer und über 20 Prozent der Deutschen, die nach einer Migration in Deutschland leben, keinen berufsqualifizierenden Bildungsabschluss haben (vgl. Statistisches Bundesamt 2015, Abbildung 12).⁸ Auch solche Beispiele zeigen, dass der Wert von Ressourcen mit den Kontexten, in denen sie zum Einsatz kommen sollen, steht und fällt.

Wie kann man Kontexte jenseits des Nationalstaats denken, wie das Verhältnis, das Personen und ihre Ressourcen zu Kontexten

7 Bis zum Berufsqualifikationsfeststellungsgesetz 2011 hatten nur (Spät-)Aussiedler und wenige Professionen überhaupt die Möglichkeit, ihre ausländischen beruflichen Abschlüsse offiziell prüfen zu lassen. Wie sich das Feld »kollektiven Besserwissens« seither wandelt, ist bei Sommer (2015) nachzulesen.

8 Diese Zahl bezieht sich auf den Mikrozensus 2015. Im Mikrozensus werden Interviewer gebeten, ausländische Bildungsabschlüsse unabhängig von deren offizieller Anerkennung in vergleichbare deutsche Abschlüsse zu übersetzen, so dass die Qualität dieser Zahl vom Verständnis der Interviewten und Interviewer abhängig, aber doch aussagekräftiger ist als der IAB-Datensatz.

haben, und wie wird beides ungleichheitsrelevant? Das sind die Fragen, die dieses Buch beantwortet. Das vierte Kapitel zeigt, dass eine Theorie sozialer Ungleichheit, die einen Flickenteppich von Kontexten berücksichtigt, zwar differenzierter wird. Die Berücksichtigung vielfältiger Kontextrelationen mündet aber nicht in eine Auflösung des Ungleichheitsbegriffs – was angesichts empirisch bestehender extremer Ungleichheiten ohnehin recht »welt«-fremd wäre. Wenn man Lebenschancen von der Person her denkt und beschreibt, lässt sich die Vielfalt der Kontextbezüge unter wenigen Gesichtspunkten zusammenfassen: Jenseits der Quantität und Qualität der eigenen Ressourcenausstattung sind Soziale Lagen⁹ auch danach zu beurteilen, ob der Zugang zu vorteilhaften Kontexten gewährleistet ist und ob und wo die als Ressourcen wahrnehmbaren Teilaspekte von Personen Anerkennung finden. *Sozial-räumliche Autonomie* strukturiert Ungleichheit in der Welt, und wir können Soziale Lagen nur verstehen, wenn wir dem Rechnung tragen.

In den dann folgenden Kapiteln wird systematischer untersucht, wie ungleichheitsrelevante Kontexte und das Verhältnis von Personen zu diesen Kontexten gedacht werden sollten. In diesen Kapiteln steht je eine Theorietradition im Vordergrund, die ungleichheitsrelevante Relationen zwischen Personen und Kontexten als territorial gebundene, als sozial differenzierte oder als politisch umkämpfte Relationen denkt. Durch den Vergleich dieser drei Theorietraditionen werden die Vorteile, aber auch die Verkürzungen der jeweiligen Perspektive erkennbar: So gilt das Interesse der ländervergleichenden Forschung, der Regionalsoziologie, aber auch der Transnationalisierungsforschung der Bedeutung territorialer Kontexte für Personen und ihre Lebenschancen. Dadurch neigen sie dazu, die soziale Bedeutung des Territoriums zu übertreiben (Kapitel 5). Im Gegensatz dazu spielt die Luhmannsche Systemtheorie die Bedeutung des Territoriums herunter und geht von in erster Linie *sozial* differenzierten Verhältnissen zwischen Teilaspekten von Personen und Teilsystemen aus, die als ortlose Kommunikation in der Weltgesellschaft operieren (Kapitel 6). In dieser Theorietradition wird Ungleichheit zu einem nachrangigen Strukturprinzip, das

9 Soziale Lagen werden, wie in Kapitel 2 und 4 diskutiert, als nach Dimensionen sozialer Ungleichheit zusammengefasste Cluster von Personen verstanden (Hradil 1987, S. 145 ff.).

vor allem in Organisations- und Interaktionssystemen stabilisiert wird. Als einziges Funktionssystem ist die Politik auch in systemtheoretischer Lesart territorial segmentiert, was Interesse an der Ungleichheitsrelevanz politischer Grenzen weckt. Allerdings gehen politische Theorien sozialer Ungleichheit deutlich über das systemtheoretische Politikverständnis hinaus (Kapitel 7). Sie interessieren sich für die Kämpfe und Institutionen, durch die die Politik ein eindeutiges Verhältnis zwischen Person und Kontext schafft.

Das Buch kritisiert die Verwendung des Nationalstaats als unhinterfragten Rahmen für die Forschung zu sozialer Ungleichheit, weil im Nationalstaat territoriale, sozial differenzierte und politische Kontextrelationen in eins gesetzt werden, obwohl sie hinsichtlich ihrer Inhalte und Grenzen deutlich verschieden sind. Die Kritik zielt nicht darauf ab, das Ende des Nationalstaats zu behaupten, sondern es soll genauer geklärt werden, wofür der Kontext Nationalstaat stehen kann. Damit trägt dieses Buch zur ungleichheitssoziologischen Theoriebildung bei.

Dadurch, dass die hier vorgeschlagene Theorie ihren Ausgangspunkt bei der Person und ihren Lebenschancen nimmt, ist sie mit empirischer Forschung in der methodologisch individualistischen Tradition vereinbar. Differenzierte *Kontextrelationen* lassen sich aber besser mit fallvergleichender Forschung erfassen. Das achte Kapitel schlägt Taxonomien vor, mit denen sich das Zusammenspiel der drei analytisch verschiedenen Kontextrelationen in beiden empirischen Traditionen der Ungleichheitsforschung erfassen lässt. Dabei wird auch diskutiert, welche Fragestellungen mit Blick auf welche Kontextrelationen untersucht werden sollten (Weiß 2010b; Weiß und Nohl 2012a). Die Auswirkungen der Hartz-IV-Reform auf die soziale Lage von Alleinerziehenden in Deutschland sind z. B. ganz überwiegend von Faktoren abhängig, die sich einem starken nationalen Wohlfahrtsstaat zurechnen lassen, und können daher auch im nationalstaatlichen Rahmen erforscht werden. Andere Fragen, wie die berufliche Qualifikation von Zugewanderten oder die Beschäftigungschancen von IT-Fachkräften, lassen sich dagegen besser mit einer analytisch präzisen Unterscheidung der drei Kontextrelationen erfassen. Wenn man sieht, dass Eliten und die migrierte Bevölkerung ein anderes Verhältnis zum Nationalstaat haben als von konventionellen Sozialstrukturanalysen unterstellt, kann man schließlich auch die Dringlichkeit besser verstehen, mit

der die weniger Reichen im Norden für die Grenzen »ihres« Staates kämpfen. In den reichen Ländern vertieft sich eine Spaltung zwischen denen, die von offenen Grenzen profitieren, und jenen, die den Schutz eines abgeschotteten Staates zu brauchen meinen.

Bourdieu (Bourdieu, Chamboredon und Passeron 1991; Wacquant 2004) hat argumentiert, dass gute Sozialwissenschaft zwangsläufig kritisch ist, weil sie zeigt, wie das, was ist, geworden ist, so dass sie nolens volens auch zeigt, dass es hätte anders kommen können. Solange die Soziologie im Rahmen des Nationalstaats gefangen bleibt, übersieht sie die Bedeutung globaler Ungleichheiten und trägt damit zu deren Stabilisierung bei. Dieses Buch zeigt, wodurch »die im Dunkeln« aus dem Blick verschwinden, und es lenkt den Blick auf Formen sozialer Ungleichheit, die oft als nachrangig ausgeblendet werden. Die Soziologie kann und will Barack Obama nicht raten, was politisch gegen Globale Ungleichheiten zu tun wäre, aber sie kann die Sprachlosigkeit beenden, die zwischen der karitativen Antwort seiner Mutter und der Abschottung seines Vaters entstanden ist.